

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 252 (1973)

Artikel: Wo Liebe schweigt...
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-376085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wo Liebe schweigt ...

Von Alfred Hugenberg

Nun gingst auch du den stillen Gang,
ein Licht verglomm, ein Ton verklang.
Es war ein Leben schlecht und recht,
sein Sinn war gut, sein Kern war echt.

Umfangen noch vom Kindheitstraum
nahm Arbeit dich in Pflicht und Zaun,
die Arbeit blieb dein Teil und Gut,
du wußtest nie, wie Wohlsein tut.

Den Mädchenstrauß in deiner Hand,
du pflücktest ihn im Sorgenland,
die Hochzeitsglocke, bang und klar
sang nicht das Lied vom Märchenjahr.

Der plumpe Alltag zwingt die Welt —
du hast dein Gärtlein doch bestellt!
Du schütztest mit verwerkter Hand
für uns das Flämmchen, Glück genannt.

Wann gab ein Wort den Dank dir kund?
Das Wort quillt schwer aus sprödem Mund.
Doch Liebe ahnt, wo Liebe schweigt,
du hast getrost dein Haupt geneigt.

Klavier. Die Melodie war einfach, wahrscheinlich primitiv. Aber sie gefiel uns sehr und wir waren stolz, als wir sie erst summend, dann mit Worten nachsangen. Es dauerte lange, bis niemand mehr falsch sang. Dies geschah, ich weiß nicht mehr genau, vielleicht erst nach Tagen.

Einmal, als der Lehrer aufschaute, nahmen seine Augen einen stechenden Ausdruck an. Wir kannten dieses Zeichen anziehender Gewitter gut. Seine Hände spielten nicht weiter. Einige Schüler sangen noch ein paar Töne, aber auch sie verstummten, als der Lehrer fragte:

«Du dort hinten, warum singst du nicht?»

Niemand antwortete.

Des Lehrers Stimme wurde mächtig.

«Jakob, gib Antwort!»

Es dauerte einige erregende Augenblicke, dann preßte Jakob heraus:

«Ich kann nicht.»

Wir fürchteten, der Lehrer werde Jakob hervorrufen und strafen. Aber er schloß nur das Klavier und entließ uns in die Bänke. Er tat uns leid, denn seine kleine Freude am Liebede war zerstört und die schwere Pflicht, siebzug und mehr Schüler zu unterrichten, nahm ihn wie jeden Tag in die grauen Fänge.

In der Pause mußte Jakob im Schulzimmer bleiben. Wir dachten, nun bekomme er die Strafe. Jakob war ein schlechter Schüler. Er diente bei einem Bauern. Im Winter mußte er noch die neunte Klasse besuchen, aber er wußte selten etwas, wenn er gefragt wurde. Er sah eher wie ein Knecht als wie ein Schüler aus.

Als wir nach der Pause in's Schulzimmer zurückkamen, saß Jakob an seinem Platz in der hintersten Bank. Den Kopf hatte er über die gekreuzten Arme auf den Pultdeckel gelegt. Man sah, daß er heulte.

Zwei gedrückte, freudlose Schulstunden gingen langsam zu Ende.

Am Mittag, als wir unter dem Geläute der Elfuhrsglocken heimgingen, war auch Jakob bei uns. Sein Meister wohnte im Oberdorf und er mußte sich sonst sputen, rechtzeitig zuhause zu sein, da das Knechtlein auch neben der

PRINTCOLOR AG., 8031 ZÜRICH

Telefon (051) 42 55 15

Druckfarben
für
Spitzenleistungen

Schule so viel schaffen mußte, um sein Brot zu verdienen. An diesem Tage nahmen wir ihn in die Mitte und fragten, weshalb er denn nicht singen wollte und ob ihn der Lehrer darum bestraft habe.

Jakob sagte lange nichts. Er schob uns beiseite, als wolle er ausreißen. Aber dann blieb er doch. Wir ließen ihm keine Ruhe, denn die grausame, aufgestachelte Neugier wollte befriedigt sein. Ein so großer Bub, der sonst nie Anlaß zu Aufsehen gab, mußte doch einen Grund haben, plötzlich zu rebellieren.

«Es ist doch ein schönes Lied», sagten wir, «und du kannst es auswendig. Und den Stimmbruch hast du schon gehabt. Du bist ein ganz gefehlter Bub, wenn du etwas so Schönes nicht singen willst. Gelt, der Lehrer hat es dir gezeigt, du—»

Jakob stand mitten auf der Straße still. In seinem großen, verschlossenen Gesichte lag eine Traurigkeit, die uns erschreckte. Ganz laut, als müsse die ganze Welt es hören, schrie er plötzlich auf:

«Ich kann es doch nicht singen! Wenn einer keinen Vater und keine Mutter hat, überhaupt niemanden, wo er daheim ist, dann ist das - - »

Er lief davon. Wir hörten noch, daß er heulte.

Da standen wir und waren erschüttert. Zugleich schämten wir uns. Ein so armer, verschupfter Bub war unter uns, der nie Eltern gehabt hatte wie wir, der nirgends daheim war! Und wir hatten ihn mit dummen Fragen bedrängt. Wir taten ihm weh mit unserer Neugierde!

Still gingen wir heim.

Es wunderte uns, als wir um ein Uhr wieder in's Schulzimmer kamen, was der Lehrer machen werde. Wir fürchteten, er werde uns das Lied von den guten Eltern singen lassen.

Aber an diesem Tage blieb es ungesungen und nie mehr, so lange Jakob zur Schule ging, erwähnte es der Lehrer. Da auch ich im Frühling an eine andere Schule kam, weiß ich nicht, ob man das Lied in meinem Dorfe je wieder sang.

Vielleicht nicht, denn es gibt immer wieder Kinder, die es nicht singen könnten.

Die Handweberei

Jahrzehnte war am Kurzenberg im Appenzellerland die Industrie für Beuteltuch, als Heimarbeit bekannt. Es klopfen in den Kellern drin der Weber und Weberin und woben noch von Hand.

Die Seidenweber schafften am Handwebstuhl im «Chär» von morgens früh bis abends flog s'Schifflein hin
und her.

Die Weber mußten stampfen, die Schwächeren sogar krampfen
bei Zetteln doppelschwer.

Das Weben war willkommen, gar manchem der Zuhaus viel lieber wollte klopfen, als in die Welt hinaus. So blieben Appenzeller, halt immer mehr im Keller in ihrem Vaterhaus.

Die schollentreuen Weber, die hielten sich im Stall nebst Federvieh auch Kühe, wohl in beschränkter Zahl. Das Leben zu bestreiten, war dann in Krisenzeiten — weniger fatal.

Es klopfen «Side pom pom», so ihrer zwei und drei den Dreschertakt im Keller im Dienst der Weberei, ob in die Nacht hinein, im eigenen Heim stand jedem frei.

Das weben feiner Fäden, zu Stoff, war manchmal schwer, denn mit der guten Seide, kam auch die schlechte her. Das konnte dann den Weber, samt seinem Arbeitgeber — erzürnen sehr.

Am besten für das Weben, war milde, feuchte Luft, kein Föhnchen durfte gehen, bis in die Kellergruft. Es störten gar das Weben auch einmal «gelbe Räben» — mit ihrem Duft.

War die Seide, schlechte, gab's Ärger jedenfalls, dazu noch schlaflose Nächte und einen «langen Hals», da hieß es allenthalben, gut schlichten und ansalben — mit «Katzenschmalz».

Und wurde ausgewoben, dann mußte jederzeit das Werk den Meister loben, in der Ferggerei, und dann wurde unbeschwert, beim heimgehen —
eingekehrt,
— zur Freud.

Und heute ist das weben am Handwebstuhl im «Chär» gefährdet — ja am sterben, erholt sich gar nicht mehr, durch die Technik überholt, von den Webern ungewollt, — die Keller menschenleer.

Ueli